

WALDEYER, WILHELM

Ueber Aufgaben und Stellung unserer Universitäten seit der Neugründung des deutschen Reiches

Rede zum Antritt des Rektorates der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin, gehalten in der Aula am 15. Oktober 1898

Hirschwald
Berlin
1898

Ueber
Aufgaben und Stellung unserer Universitäten
seit der
Neugründung des deutschen Reiches.

Rede

zum Antritt des Rektorates
der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin

gehalten in der Aula

am 15. Oktober 1898

von

Wilhelm Waldeyer.



Berlin 1898.

Verlag von August Hirschwald.

NW. Unter den Linden 68.

A. H.

Ueber
Aufgaben und Stellung unserer Universitäten
seit der
Neugründung des deutschen Reiches.

Ueber
Aufgaben und Stellung unserer Universitäten
seit der
Neugründung des deutschen Reiches.

Rede

zum Antritt des Rektorates
der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin
gehalten in der Aula
am 15. Oktober 1898

von

Wilhelm Waldeyer.



1898.2865
Berlin 1898.

Verlag von August Hirschwald.

NW. Unter den Linden 68.

L. H.

Alle Rechte vorbehalten.

Hochansehnliche Versammlung!

Hochgeschätzte Amtsgenossen!

Werte Kommilitonen!

Es würde wohl nicht schwer sein, aus dem Gebiete der biologischen Wissenschaften, zu denen das von mir an der hiesigen Universität vertretene Fach — und zwar als deren ältestes — gehört, einen Gegenstand auszulesen, der zu einer rednerischen Behandlung an dieser Stelle geeignet und wert wäre; aber es schien mir an der Zeit, anderen Dingen mich zuzuwenden. Da seit der Neugründung des Deutschen Reiches so tiefgreifende Aenderungen in unser gesamtes politisches und sociales Leben Einkehr gehalten haben, glaubte ich in dem Jahre, in welchem der gewaltige Schmied des Reiches, der mit der rücksichtslosen Treue eines grimmen Hagen von Tronje seine blitzenden Augen für die Ehre und das Wohl Deutschlands wachen liess, diese Augen für immer geschlossen hat, von den Aufgaben sprechen zu sollen, welche den deutschen Universitäten aus jenen Aenderungen erwachsen sind. Auch schien es mir wichtig, die Stellung zu beleuchten, welche zur Zeit die Regierungen, die Volksvertretungen und die öffentliche Meinung, soweit diese sich in der Presse kundgiebt, der jetzigen Verfassung unserer Universitäten gegenüber eingenommen haben. Dabei untersuche ich nicht, inwieweit in der That die Gründung des Reiches selbst zur Stellung der neuen Aufgaben und zu der etwaigen Aenderung in der Auffassung vom Werte der bisherigen Universitäts-Einrichtungen beigetragen haben mag. Die

Zeit ist noch nicht reif dazu, um diese tiefer greifende Frage gut lösen zu lassen: Ich beschränke mich auf die Rolle des beschreibenden Anatomen.

Doch es ist nicht allein dieses äusserliche Zusammenreffen, welches mich zu einer Besprechung allgemeiner Universitätsfragen drängt. Es ist vielmehr der Umstand, dass, während in der That eine Reihe neuer Verhältnisse um uns sich gebildet haben und Einrichtungen emporgewachsen sind, die uns sehr nahe angehen, während wirklich eine Reihe neuer Anforderungen an uns herangetreten ist, deren Behandlung auch wir energisch in die Hand nehmen sollten, damit sie uns nicht über den Kopf wachsen, während sonder Zweifel verschiedene Kreise anfangen, einen guten Teil unserer bislang bewährten Einrichtungen als überflüssig, oder doch als sehr verbesserungsbedürftig anzusehen, und während die Wertschätzung dieser Einrichtungen zu sinken beginnt, man vielfach in Universitätskreisen selbst allem diesen viel zu wenig Beachtung schenkt.

Grund genug, meine ich, den Blick auf Fragen des allgemeinen Universitätswesens und Universitätslebens zu richten!

Wenn ich es wage, hier vor einer so hochansehnlichen und berufenen Versammlung diese Dinge zu besprechen, so glaube ich nicht ganz ohne Befugnis dazu zu sein. Alle Stufen des akademischen Lehrlebens habe ich betreten: als Assistent an zwei Universitätsanstalten, als Privatdocent, als ausserordentlicher und ordentlicher Professor — in letzterer Stellung seit 31 Jahren, von denen ich 15 der hiesigen Universität anzugehören die Ehre habe. Mit Dank darf ich es hier auch wohl hervorheben, dass es mir vergönnt war, bei der Neugründung der Universität Strassburg mitzuwirken und elf Jahre an derselben thätig zu sein. Ohne Schulung ist diese denkwürdige Zeit sicherlich an niemand vorübergegangen, der mit mir in gleicher Lage war.

Aus dem Vielen, was um unsere Universitäten herum emporgewachsen ist und Fühlung, wenn nicht Gleich-

stellung langsamen, aber sicheren Schrittes zu erreichen strebt, was jedenfalls in immer regere Wechselwirkung mit ihnen treten, und daher Einfluss auf die zukünftige Ausgestaltung der Universitäten gewinnen wird, nenne ich zunächst die Weiterentwicklung einer Reihe von reinen Fachschulen zu höheren Unterrichtsanstalten. Man hat diesen Anstalten in den letzten Jahren auch die bedeutsame Bezeichnung von „Hochschulen“ verliehen, welche in früherer Zeit fast nur für die Universitäten üblich war.

Aus den Landwirtschafts- und Tierarznei-Schulen sind landwirtschaftliche und tierärztliche Hochschulen geworden; die polytechnischen Schulen wurden zu technischen Hochschulen umgestaltet. Den Lehrkörpern dieser Anstalten hat man eine zum Teil von den Universitäten entlehnte Einrichtung gegeben. Ein durch Wahl gekürter Rektor leitet die Geschäfte der Hochschulen und vertritt sie nach aussen; die Studierenden bewegen sich in den Formen des akademischen Lebens, und der Unterricht wird in ähnlicher, oft in ganz derselben Weise erteilt, wie an den Universitäten. Kaum aber, dass diese Anstalten so weit herangereift sind, bereiten sich schon neue vor, wie die Schulen für Handelswissenschaften, die ebenfalls zum Teil den Hochschulecharakter anstreben; ich nenne nur die Dresdener und Leipziger Handelsschule und die *École des hautes études commerciales* in Paris. Von vorn herein wissenschaftlich angelegt waren die Bergakademien, deren älteste, die 1765 gegründete Freiburger Akademie, einen Universitätsruf erlangt hat.

Von allen diesen Anstalten haben indessen die technischen Hochschulen den gewaltigsten Fortschritt aufzuweisen. Man lernt das vollkommen verstehen, wenn man die grossen industriellen Herde unseres Vaterlandes besucht, wozu sich mir vor kurzem durch die Tagung der Deutschen Aerzte- und Naturforscherversammlung in Düsseldorf eine willkommene Gelegenheit bot. Wie in Frank-

reich schon lange, so schiebt sich jetzt auch bei uns ein neuer, in sich fest gegliederter Stand von Gebildeten, die schon eine stattliche wissenschaftlich geschulte Macht darstellen, der Stand der Ingenieure, zwischen die alten Stände der Geistlichkeit, der Rechtskundigen, der gelehrten Beamtenschaft, der Aerzte und der klassisch gebildeten Lehrer ein. Dieses kann nicht ohne Rückwirkung auf die Universitäten bleiben, und dem, der sich ein offenes Auge auch für Dinge bewahrt, die ausserhalb seines Berufskreises liegen, ist das auch nicht verborgen.

Riedler hat jüngst in einer bemerkenswerthen Schrift, in welcher die Universitäten, wie sie jetzt sind, zwar nicht gerade gut wegkommen, den Vorschlag befürwortet, die technischen Hochschulen den Universitäten anzugliedern; nicht aber als Fakultäten, sondern als ein gleichberechtigtes Ganzes. Die alte Universität würde neben ihren jetzigen vier Fakultäten eine besondere mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät auszubilden und eine Kunst-Fakultät sich anzufragen haben, während der neu hinzukommende technische Zweig der Gesamt-Universität vier Fakultäten, für Bauingenieurwesen, für Maschineningenieurwesen, für Schiffbau und Seewesen und für Chemie und Hüttenkunde hätte; daran könnten sich noch eine bergwissenschaftliche, eine forst- und landwirtschaftliche und eine militärwissenschaftliche Fakultät angliedern. Mir erscheint es höchst zweifelhaft, ob mit solch' einem Zweikopfe die Kluft, die nach Riedler zwischen den Universitäten und den technischen Hochschulen besteht, und die er überbrückt wünscht, in der That überbrückt werden würde, zweifelhaft, ob damit den unter ihm vereinigten Gliedern wirklich gedient wäre. Dasselbe Gefühl scheint mir auch F. Klein gehabt zu haben, wenn er in seiner jüngst in Düsseldorf gehaltenen Rede über „Universität und technische Hochschule“ einer Erörterung dieses Punktes aus dem Wege geht.

Mich deucht, als ob mit der völlig berechtigten und naturgemässen Entfaltung der technischen Hochschulen, die

ganz der unaufhaltsamen Entwicklung Deutschlands zu einem gewerblichen und handelsbeflissenen Staatenkörper entspricht, eine Anziehung der physikalischen, chemischen und mathematischen Wissenszweige an die technischen Hochschulen hin unvermeidlich sei. Die Universitäten werden ihre ganze Kraft aufzubieten haben, wenn sie hierin nicht nachstehen wollen. Man glaube nicht, dass die technischen Hochschulen in ihrer weiteren Entwicklung bei der Pflege des rein Technischen verbleiben können; sie müssen sich eben so sehr der wissenschaftlichen Seite annehmen: ohne Fortschritt der reinen wissenschaftlichen Erkenntniss stockt mit der Zeit alles praktische Handeln; das Befruchtende liegt einzig in der Wissenschaft!

Was ich von den technischen Hochschulen sagte, gilt, wenn auch in bescheidenerem Masse, von den übrigen genannten Hochschulen. Die Universitäten werden auch diesen gegenüber das Ihrige thun müssen, um ihren Platz zu behaupten; sie werden überall Umschau zu halten haben, ob sie sich nicht das, was ihre frisch emporblühenden Schwesteranstalten herausarbeiten, zu nutze machen sollen.

Für Theologen, Juristen, Kandidaten des höheren Lehramtes und Mediziner sind nun zwar die Universitäten zugleich Fachschulen, aber doch nicht in dem Masse, wie es bei Anstellung eines Vergleiches der medizinischen Fakultäten mit den technischen Hochschulen Riedler und Klein anzunehmen scheinen. Die Theologen und Juristen, sowie auch die Lehramtskandidaten, sind noch lange nicht für die Bethätigung ihres Berufes fertig, wenn sie die Universität verlassen, sicherlich nicht in dem Grade, wie die auf einer technischen Hochschule fachmässig ausgebildeten jungen Männer. Bei den Medizineren mochte es früher so sein; jetzt schon lange nicht mehr. Zwar erwerben mit der abgelegten Staatsprüfung die jungen Aerzte noch heute das Recht zu praktizieren; aber es wagt jetzt wohl kaum jemand, das ohne weiteres zu thun. Jeder fühlt vielmehr, dass ihm die technische Schulung als Arzt

noch fehlt; die giebt weder ihm, noch den Jüngern der anderen genannten Berufszweige die Universität in der Masse, als sie sie heutzutage nöthig haben, und soll es auch nicht. Das ist nicht Aufgabe der Universitäten: Es wäre ja denkbar, dass dies von Universität übernommen würde; aber dann müssten wir sie in einzelne Fachschulen auflösen, die gar keinen Zusammenhang mehr miteinander behalten würden. Darin liegt eben das Wesen der Universität, dass sie für alle gelehrte Berufe die grundlegende wissenschaftliche Vorbildung geben will und muss, während sie sich auf die praktische Seite der Ausbildung nur insoweit einlässt, als diese entweder zum Verständnisse des Wissenschaftlichen unumgänglich nöthig ist, oder selbst der unmittelbaren Führung durch die wissenschaftliche Grundlage bedarf. Dabei braucht man freilich nicht ängstlich abzuwägen, ob hier oder da in einer Vorlesung oder in einem Übungskurse mehr rein Technisches oder rein Wissenschaftliches herangezogen wird. Aber das eben Betonte giebt das Eigenartige des Universitätsunterrichtes gegenüber dem der reinen Fachschulen. Jede Fachschule, die sich der Universität angliedern will, muss ein Stück ihres rein Technischen abstreifen. Dass wir in dieser Form technische Fakultäten aufnehmen und sie wissenschaftlich zu hoher Blüte entwickeln könnten, will ich nicht bestreiten; ob aber damit zur Zeit dem eigenartigen technischen Unterrichte, der gegenwärtig an den technischen Hochschulen auf so hoher Stufe sich befindet, gedient sein möchte, kann bezweifelt werden. Die Universitäten brauchen die Fachschulen nicht; wohl aber brauchen diese die Universitäten, und wenn sie für sich zur vollen Höhe ihrer Entwicklung gelangen wollen, dann müssen sie sich mit einer Kopfanstalt versehen, auf welcher in der Universitätsweise doziert wird.

Damit soll nicht einem ablehnenden, gänzlich unangebrachten, falschen Stolze der Universitäten das Wort geredet sein; diese sollen vielmehr, in freimütiger An-

erkennung der grossen Leistungen der emporgeblühten Fachschulen, Fühlung mit letzteren zu gewinnen suchen und von ihnen lernen. — F. Klein hat da auf einige Punkte hingewiesen, die ich für sehr beachtenswert halte. Vor allem betrifft es die Frage, ob an den Universitäten heutigen Tages in der That alle Disziplinen vertreten sind, die vertreten sein sollten. Und da möchte ich den von Klein gewünschten Fächern noch eines hinzufügen, was meinem Lehrauftrage nahe steht, ich meine die Anthropologie.

Die Universität München ist uns hier mit gutem Beispiele vorangegangen; an der Pariser Universität besteht schon seit langem ein ganzes Institut mit einer Reihe ausgezeichneter Lehrkräfte; bei uns freut man sich höchstens, dass der Vater der Anthropologie, der alte Blumenbach, ein Deutscher war, sorgt aber nicht dafür, ihm Nachfolger zu geben, und das auch jetzt noch nicht, wo wir endlich angefangen haben, uns nach Kolonien um-zuthun. Wenn so oft gefragt wird, was denn bei all dem Schädelmessen und bei der Anthropologie herauskomme, so vergisst man, dass die Anthropologie noch aus vielen anderen, wichtigeren Dingen besteht, als aus Schädelmessen, und übersieht, dass diese Frage gerade so viel und so wenig Wert hat, wie die, was denn bei den Kolonien herauskomme? Während wir über den Wert oder Unwert derselben eifrig diskutierten, haben uns unsere praktischeren Nachbarn ein Stück nach dem andern vorweggenommen und uns bei der wacker fortschreitenden Auf-theilung der Erde beinahe in die Rolle des Poeten gedrängt!

Was man nun aber auch der Universität angliedern möge, immer muss ihr der vorhin gegebene Charakterzug ihrer Unterrichtsweise verbleiben: in den Wissenschaften das Höchste, was erreicht werden kann; in den praktischen Fächern das, was für die Wissenschaft notwendig ist, und das, was ihr unmittelbar entquillt! In dieser Hinsicht mag von den Univer-

sitäten das berühmt gewordene Wort Ricci's gelten:
Sint ut sunt, aut non sint!

Während der frische Wettbewerb mit den anderen Hochschulen der Universität sehr förderlich werden kann, so nahen ihr von anderen Seiten Versuchungen — so möchte ich sagen —, welche, ohne richtige Führung der Dinge, eine nicht geringe Gefahr für sie bergen dürften. Es handelt sich um die Erweiterung des Kreises derer, welche an unsern Universitäten als Lernende zugelassen werden sollen.

Von England und von Nordamerika, bald aber auch von Russland aus, hat diejenige Bewegung ihren Anfang genommen, welche wir als die „Frauenfrage“ bezeichnen. Ihr Kern ist die Erstrebung völliger sozialer und rechtlicher Gleichstellung der Frauen mit den Männern. Wenn auch manche der Vorkämpferinnen in dieser Bewegung erklären, nicht so weit gehen zu wollen, so treibt doch der einmal entfesselte Thatgang mit innerer Gewalt vorwärts und wird in sich selbst den Halt nicht finden; er muss ihr geboten werden.

In der richtigen Erkenntniss der Macht, welche in der Bildung liegt, und gezwungen durch die Thatsache, dass in den Kulturstaaten die oben stehenden Glieder der menschlichen Gesellschaft zum grössten Theile ihre Stellung sich durch die Universitätsbildung erwerben, war eines der ersten Ziele der Frauenbewegung der Zutritt zur Universität. Konnten sie erst eine Reihe tüchtig akademisch durchgebildeter Streiterinnen ins Feld führen, so winkte das Ziel in erreichbarer Ferne. Dass dabei zuerst das medizinische Fach und die Zulassung als praktische Aerztinnen ins Auge gefasst wurde, lag zum Theil wohl in der Vorstellung, dass Befähigung zur Krankenpflege auch eine natürliche Befähigung zur ärztlichen Kunst darthue, wiewohl das zwei ganz verschiedene Dinge sind; zum Theil in der richtigen Annahme, dass man staatlicherseits leichter geneigt sein würde, Frauen als Aerz-

tinnen, denn als Priesterinnen, Richterinnen, Anwältinnen oder gar in der Verwaltung oder im höheren Schulumte thätig zu wissen. Weshalb dieses, ist nicht recht einzusehen; es beruht, wenigstens zum Teil, auf ganz unklaren Vorstellungen von der Schwierigkeit des ärztlichen Studiums und von der Bedeutung eines gesunden und tüchtig durchgebildeten ärztlichen Standes für das Gemeinwohl, wenn man meint, man könne hier eher Thür und Thor öffnen als anderswo. Doch um diesen Theil der Frage handelt es sich hier nicht; ich lasse ihn beiseite.

Ich habe früher der Frauenfrage, insoweit sie die Zulassung zu den durch die Universitäten gepflegten Berufsstudien betraf, gegnerisch gegenübergestanden, nicht, weil ich etwa die Frauen für nicht genügend befähigt zu diesen Dingen gehalten oder die Konkurrenz für die Männer gefürchtet hätte, nein, lediglich im Interesse der Frauen selbst. Nach reiflicher, jahrelanger Beschäftigung mit dieser Angelegenheit bin ich heute anderer Meinung. Die stets mehr anwachsende Bevölkerungsziffer, und die im Zusammenhange damit stehende grössere Schwierigkeit des Erwerbes schliessen in wachsender Zahl die Frauen von ihrem natürlichen Berufswege aus, welcher immer der der Hausfrau und Mutter bleiben wird und muss. Wahrscheinlich mag sich in Zukunft durch ein ganz natürliches Herabgehen des Nachwuchses der Bevölkerung, wie ihn die steigende Kultur unabweislich mit sich bringt, alles das wieder ausgleichen; auf unabsehbar lange Zeit hinaus befindet sich aber ein grosser Teil unserer Frauen in einer schwierigen Lage. Mir erscheint die Frauenbewegung durchaus nicht als eine künstlich gemachte und unterhaltene, sondern als das natürliche Ergebnis der gegenwärtigen Gesellschaftslage unserer Kulturstaaen. Dass wir unter diesen Verhältnissen den Frauen möglichst viele Erwerbszweige eröffnen, durch welche die Minderbegünstigten sich ein passendes Auskommen zu sichern vermögen, ist nur billig; ja, es wird zur Nothwendigkeit!

Auch die einfache Rechtsfrage spricht für das Bestreben der Frauen, soweit es sich in gesunden, der Gesamtlage der betreffenden Nation zusagenden Grenzen hält.

An dieser Stelle ist indessen nur die Frage zu erörtern, ob wir den Frauen die durch das Universitätsstudium zu erwerbenden Berufe freigegeben sollen — und nicht einmal das, sondern richtiger, ob wir die Frauen als Hörerinnen oder Studentinnen, wie man nun sagen mag, in gleicher Weise wie die Männer, zu den Universitätsvorlesungen und akademischen Prüfungen zulassen und ihnen akademische Grade, selbst die Habilitation, gewähren sollen. Alles dieses ist schon seit Jahren in anderen Ländern nicht ohne Beispiel geblieben. Wir brauchen nicht gleich so weit zu gehen; es ist fürs erste schon eine nicht mehr beiseite zu schiebende Frage für uns, ob wir den Frauen die gleichen Rechte wie den Studenten einräumen sollen. Schon dieser erste Schritt, die nur von gewissen Bedingungen abhängig gemachte Zulassung zu den akademischen Vorlesungen, will auf das ernsteste erwogen sein. Erreichen die Frauen das, so haben sie schon viel gewonnen. Es ist dann nur eine Frage der Zeit, dass sie in die gelehrten Berufe selbst eintreten, und dem einen Berufe folgen die anderen nach. — Uebrigens wird, und ich will nicht versäumen dies hier hervorzuheben, auch manche Frau ihren Unterhalt sich sichern können, wenn sie in irgend einem Fache eine tüchtige Universitätsbildung hat, selbst, ohne dass sie eine vom Staate zu verleihende Stellung gewinnt. Mit Rücksicht hierauf muss auch der Vorsichtigste schon heute sagen, dass es Unrecht wäre, den Frauen die Möglichkeit einer Universitätsbildung zu versperren. Das ist auch in unserem Staate anerkannt, und die Möglichkeit ist den Frauen seit einiger Zeit gewährt worden. An der hiesigen Universität werden Frauen zugelassen, wenn das Kuratorium, der Rektor und der betreffende Dozent zustimmen, freilich nur als Gasthörerinnen — Hospitantinnen —, jedoch, ebenso wie die Gasthörer, ohne Zwang der Abitu-

rientenprüfung. Es ist wohl anzunehmen, dass man erst durch den Versuch die Probe machen wollte, ehe man sich entschliesse, ob man die Frauen hierin den Männern durchaus gleichstellen sollte. Es ist aber auch unschwer vorauszusagen, dass es auf die Dauer so nicht bleiben kann und auch nicht bleiben wird. Schon der Umstand, dass bei der jetzigen Einrichtung die Universitätsvorlesungen von Jahr zu Jahr mehr mit Hospitanten belastet werden, die zum Teil nicht die gleiche Vorbildung wie die Studenten erlangt haben, wird sich mit der Zeit zu einem empfindlichen Uebelstande gestalten. Aber wie soll dann die Sache geregelt werden?

Ich bin nicht der Meinung, dass es sich empfehlen dürfte die Dozenten zu zwingen, die Frauen, welche die Erlaubnis zum Universitätsstudium erlangt haben, auch zu ihren Vorlesungen zuzulassen; dies sollte vermieden werden; denn damit würden die Lehrer unter Umständen — und gerade in der medizinischen Fakultät — in der Freiheit und Unbefangenheit ihres Lehramtes beschränkt. Es ist nun einmal nicht jedermanns Sache, vor einer aus Männern und Frauen gemischten Zuhörerschaft frei über alles zu sprechen, was not thut. Da bliebe dann der Ausweg, für die Frauen bestimmte Vorlesungen besonders zu halten, und etwa für die anatomischen Präparirübungen ihnen bestimmte Räume einzurichten. Das würde ja die Bedenklichkeiten nach der eben besprochenen Seite einigermassen beheben.

Meine Bedenken, Frauen und Männer in gemeinsamen Hörsälen zu unterrichten, erstrecken sich aber weiter und haben einen tieferen Grund. Ich habe diese Bedenken für alle Universitätsvorlesungen, ohne Ausnahme. Einmal müssen wir doch wünschen, dass sowohl unsern Söhnen wie unsern Töchtern ihre höchsten Zierden, die seelischen und Charakter-Eigenschaften als Mann und Weib, erhalten bleiben; wir wollen in unserem Staate keine Viri effeminati, aber auch keine Viragines grossziehen! Sorgfältig

trennen wir schon beim Beginne des Unterrichtes im zarten Kindesalter die Geschlechter. Mir kommt es, wenn man das für richtig hält, wie eine erstaunliche Folgelosigkeit vor, wenn wir gerade in dem Alter, in welchem die genannten Eigenschaften ihre feste Begründung finden sollen, Jungfrauen und Jünglinge zu gemeinsamem Unterrichte wieder zusammenführen. Selbst in denjenigen Ländern, in denen das Frauenstudium in ausgedehntester Weise seit langem besteht, fängt man an die Frage zu erörtern, ob es nicht besser sei, Frauen-Universitäten zu gründen. So lange an unseren Universitäten nur wenige Frauen studieren, werden die Nachteile eines gemeinsamen Studium, wenigstens für die Studenten, sich kaum bemerklich machen; ist aber die Zahl der Studentinnen und die der Studenten in derselben Vorlesung die gleiche, oder überwiegen die Zuhörerinnen, so können sie nicht ausbleiben. Vorkommnisse, sowohl an den schweizerischen Universitäten wie auch bei uns, haben in dieser Beziehung schon eine wohl zu beherzigende Mahnung gegeben.

Aber auch auf solche Erwägungen lege ich noch kein so grosses Gewicht, als auf einen bisher kaum ernstlich zur Sprache gebrachten anderen Umstand. Die Art, wie der Mann lernt, und wie, eben deshalb, er auch am wirksamsten belehrt werden kann und soll, ist eine andere als die des Weibes — ich spreche hier im allgemeinen; Ausnahmen hat es stets gegeben und wird es geben; aber mit diesen sollen wir nicht rechnen, sie beweisen auch nichts. — Das Weib erfasst durchschnittlich viele Dinge leichter und schneller, arbeitet viel und vorteilhaft mit seinem meist vortrefflichen Gedächtnisse und mit seiner lebhaften Einbildungskraft; gern beachtet und verwertet es kleinere Einzelheiten. Was dem Manne hierin mangelt, ersetzt dieser durch strengeres Denken und Ueberlegen, sowie durch seinen mehr auf das Ganze gerichteten Blick. Wird der Unterricht — und das gilt auch für den Universitätsunterricht — nach diesen und anderen Besonder-

heiten für jedes Geschlecht besonders ertheilt, dann können beide Geschlechter zu den unter den thatsächlichen Verhältnissen bestmöglichen Ergebnissen in ihrem Studiengange geführt werden. Es liegt aber bei der gegenwärtigen Einrichtung nur zu nahe, dass auf die Dauer, wenn eine Universität von einer grösseren Zahl Frauen besucht wird, durch ein sich ganz von selbst einstellendes Bemühen, ihren Beanlagungen gerecht zu werden, die Vorlesungen sich unbewusst ihnen adaptieren oder schwankend werden. Das darf aber nicht sein, wenn unsere Universitäten auf ihrer Höhe bleiben sollen! Bessere Ergebnisse für den Unterricht sowohl, wie für den Fortschritt der Wissenschaft werden, meines Erachtens, jedenfalls erzielt, wenn wir Frauen- und Männer-Universitäten haben. Ich hege keinen Zweifel, dass, wenn man für die Frauenuniversitäten — und das müsste unter allen Umständen mit peinlichster Gewissenhaftigkeit geschehen — in derselben Weise sorgt, wie für die Männeruniversitäten, dass sie dann ihren ehrenvollen Platz erringen und neben den letzteren behaupten werden.

Oft ist mir von Frauen auf einen solchen Vorschlag eingewendet worden, dass die von den Frauenuniversitäten ins Leben oder in gelehrte Berufe, z. B. als Aerztinnen, entlassenen Schülerinnen als weniger gut ausgebildet angesehen werden würden. Dem kann leicht durch die Forderung der gleichen Vorbildung und durch die Art der Ablegung der Prüfungen begegnet werden, sowie auch durch die Auswahl der Lehrer und die grösste Berücksichtigung in allen Einrichtungen. Ist dies in unzweifelhafter Weise geschehen, dann ist es ja Sache der studierenden Frauen selbst, jedes Vorurteil auf das bündigste zu widerlegen. Das geschieht aber nicht so sehr durch die Ergebnisse der Prüfungen, auch nicht durch hervorragende Leistungen bei den praktischen Uebungen und in den Seminarien der Universitäten, sondern erweist sich unzweifelhaft erst, entweder durch wirkliche Förderung

der Wissenschaften seitens der studierenden Frauen, oder durch die dauernde Tüchtigkeit in dem gelehrten Berufe, den sie erwählt haben und ausüben. Man möge den Frauen dann aber auch die Hände frei geben! Ich trage keinen Augenblick Bedenken, die Frauen zur Approbation als Aerztinnen und zur vollen Ausübung dieses Berufes zuzulassen, wenn sie dieselben Bedingungen erfüllen wie die Männer, erhebe indessen auch die gerechte Forderung, dass die anderen gelehrten Berufsarten ihnen gleichfalls nicht verschlossen bleiben. Vorerst aber wünsche ich die Einrichtung von Frauen-Universitäten; eine einzige würde für lange Zeit den Bedürfnissen in Deutschland genügen. An Orten, wo man sie errichten könnte, würde es nicht fehlen.

Von dieser schwierigen Frage, deren befriedigende Lösung in Deutschland wohl noch lange Zeit erfordern wird, wende ich mich zu einer anderen, welche in gewisser Beziehung etwas Verwandtes hat, indem sie die Ausdehnung des Universitäts-Unterrichtes auf weitere Kreise bezweckt, die aber leichter zu lösen ist: ich meine die gleichfalls von England ausgegangene, dort als „University extension“ bezeichnete Einrichtung.

Dieselbe ist einmal wohl dem gewiss richtigen Gefühle entsprungen, dass solche Anstalten, wie die Universitäten, für welche die Staaten, und insbesondere der unsrige, jährlich sehr beträchtliche Summen aufwenden, zu deren Bestreitung auch der geringste Steuerzahler pro viribus beiträgt, auch einer möglichst grossen Anzahl von Staatsbürgern zu Gute kommen sollen. Zum andern, und das ist der edlere Grund, pocht das vermehrte Bildungsbedürfnis des Volkes auch an unsere hohen Thore in der Meinung, dass für den Erwerb geistiger Güter das Beste grade gut genug sei. Und man erwartet von uns, die wir unser Leben der Weiterführung der Wissenschaft und ihrer Lehre gewidmet haben, das Beste!

Dass dieser Zug berechtigt und gesund sei, dürfte

nicht bezweifelt werden; aber auch hier handelt es sich um die Frage, wie weit man ihm nachgeben solle? Dem Beispiele Englands sind in Deutschland und Oesterreich-Ungarn die Universitäten München, Leipzig, Jena und Wien nachgefolgt; in Berlin hat die Bewegung seit vorigem Jahre Boden gefasst.

Selbstverständlich muss es als ausgeschlossen betrachtet werden, dass man jedermann ohne weiteres den Zutritt in die Hörsäle zu den für die Studierenden eingerichteten Vorlesungen gestatte. Man könnte jedoch der Meinung sein, dass die Universität als solche, gewissermassen offiziell und ihren Formen, wie in ihren Räumen, Vorlesungen veranstaltete, die auf das Bedürfnis und die Durchschnittsbildung der handarbeitenden Schichten unseres Volkes berechnet wären. Eine solche Art der Veranstaltung würde diesen Unterricht immer noch als einen Universitäts-Unterricht erscheinen lassen. Ich glaube aber nicht, dass dies nötig ist und dass man die Verwaltung unserer Hochschulen mit einem derartigen ausgedehnten Apparate belasten sollte. Wir müssen auch hier, ohne der guten Sache zu schaden, von der Universität selbst alles das fernhalten, was ihre Hauptaufgabe erschwert und was in Verflachung überzuführen droht. Und da halte ich die Einrichtung, zu welcher sich nunmehr eine Anzahl hiesiger Hochschullehrer vereinigt haben, für das Richtige. Nicht nur Dozenten der Universität, sondern auch Mitglieder des Lehrkörpers fast aller hiesigen Hochschulen und der Technischen Hochschule in Charlottenburg sind zusammengetreten, um einen Kreis von Vorlesungen aus den verschiedensten Wissensgebieten in passender Form zu halten, zu denen jedermann für einen geringen Beitrag, welcher wesentlich zur Deckung der äusseren Unkosten dienen wird, der Zutritt frei sein soll. Damit wird ein Zusammenwirken aller Hochschulen erreicht, welches, schon an sich erwünscht, eine grosse Mannigfaltigkeit des zu bietenden sichert und welches, ohne Belastung einer

dieser Hochschulen, alle ihre Kräfte, so hoffen und wünschen wir, auch für das Volk dienstbar macht. Die Einrichtung trägt alle Keime in sich, zu einer segensreichen sich zu entfalten, wenn jeder, der irgend dazu imstande ist, in hingebender und ernster Weise mitwirkt. Wer nie den Versuch gemacht hat, weiss es nicht, wie dankbar die Leute mit den arbeitsharten Händen dafür sind, dass man sich auch in dieser Weise um sie kümmert! Ich spreche die Hoffnung aus, dass der Versuch gelingen werde, und bitte meine Herren Kollegen, dieses edle, in bescheidener Form ins Leben tretende Werk, dem jede Nebenabsicht fernliegt, warm und thätig zu unterstützen.

Ich komme zum letzten Punkte meiner Darlegungen, der aber, ich möchte sagen, das Lebensmark unserer Universitäten berührt: ich meine das gegenwärtige Verhältniss derselben zum Staate, zu den Volksvertretungen und zur öffentlichen Meinung!

Auch in diesem Verhältnisse ist ein Wandel eingetreten. Die aus älterer Zeit überkommenen Universitäten waren im ganzen als gelehrte Zünfte, als Innungen von Gelehrten entstanden, entsprechend dem Charakter der damaligen Zeit. So hatten sie manche, von ihren staatlichen Schirmherren gern anerkannte und oft geschützte und erweiterte Körperschaftsrechte, die ihnen nach aussen hin eine grosse Freiheit sicherten, im Innern aber, wie begreiflich, oft zu den engherzigsten Massregeln führten, erlangt. Später nahmen die Fürsten die Gründung von Universitäten in die Hand und sahen einen besonderen Ruhmestitel darin. In der richtigen Erkenntnis, dass die Pflege der Forschung, des höchstgreifenden Unterrichtes und der Heranbildung neuer Jünger der Wissenschaft nur in grösstmöglicher Freiheit gedeiht, wurde aber den Universitäten stets ein reiches Mass von Selbstverwaltung belassen. Ich will keineswegs behaupten, dass sie dasselbe immer zum besten benutzt haben. — Mit den steigenden Anforderungen reichten die Mittel, welche den

Universitäten aus den ursprünglichen Stiftungen zuflossen, nicht mehr aus, und die Regierungen sahen sich genötigt, jährliche Zuschüsse zu machen, die fast von Jahr zu Jahr stiegen. Den später gegründeten Universitäten sind wohl überhaupt keine eigenen Vermögen mehr in die Wiege gelegt worden; sondern sie wurden von vorn herein auf eine etatsmässig festzustellende Staatsdotacion angewiesen. Immerhin aber blieb auch dabei den deutschen Universitäten ein guter Teil ihrer freien, korporativen Verfassung. Sie hatten sich unter der wohlwollenden Fürsorge der Regierungen, und bei der Geneigtheit der Volksvertretungen, in der ihnen gebliebenen Selbstverwaltung vortrefflich entwickelt, und es darf ohne Ueberhebung gesagt werden, dass unsere Universitäten ein Kleinod unseres Vaterlandes bis auf den heutigen Tag geblieben sind, wie es nicht nur von uns empfunden, sondern auch von der ganzen Welt anerkannt wird. Vielfach hat man sich im Auslande bemüht, etwas Aehnliches an Hochschulen zu schaffen; es ist nicht gelungen. Dabei liegt mir jegliche Ueberhebung fern, indem ich bereitwilligst anerkenne, dass die wissenschaftlichen Leistungen unserer Nachbarn nicht hinter den unseren zurückstehen, und dass die Dozenten ihrer Hochschulen mit Hingebung und Pflichteifer ihres Amtes walten. Aber das wird anderswo anders gemacht, und für jedes Land passt eine besondere Art. Zeugnis dessen, dass unsere Art auch Andern gut scheint, ist die That- sache, dass jahraus jahrein Hunderte junger Männer aus fremden Landen zu uns kommen, um mit uns zu lernen.

Wir haben nicht die ältesten Universitäten gestiftet, aber sie haben bei uns einen eigenartigen, guten Boden gefunden, so dass sie feste Wurzel geschlagen haben, mitten in unserm Volke. Selbst ohne University extension stehen sie dem deutschen Volke so nahe, wie nirgends anderswo; in keinem Lande ergänzt sich die Studentenschaft so sehr aus der Mitte des Volkes, in keinem Lande ist es dem Unbemittelten so leicht gemacht, durch das

Universitätsstudium sich einen Platz unter den Ersten zu erobern, in keinem anderen Lande sind die Universitäten so sehr im Volke bekannt! So bilden denn unsere Universitäten ein wichtiges Glied in unserm nationalen Sein. Jeder, der als Lehrer in den Verband einer deutschen Universität eingetreten ist, muss das empfinden, und er schöpft daraus, wie aus einem unversieglichen, stets frisch quellenden Borne, immer neue Kraft für sein wahrlich nicht leichtes Lebensamt.

Dazu, dass unsere Universitäten sich dieser Blüte und Wertschätzung erfreuen, haben mancherlei Umstände beigetragen; sicherlich aber ist der nicht unbedeutende Grad der Selbstverwaltung, von dem sie bisher getragen wurden, nicht der geringste Wirkpunkt in dieser Reihe. Selbstverwaltung erfordert Selbstzucht! Und Selbstzucht wirkt auf Lehrer und Schüler, sowie auf das Verhältnis beider zu einander, viel mehr bildend, stählend, bindend und fördernd ein, als das bequemste, angenehmste und sicherste Wandeln auf streng vorgezeichneter Bahn.

Es war natürlich, dass, jemehr der Staat für das materielle Wohl der Universitäten zu sorgen hatte, er desto grösseren Einfluss auf ihre Verwaltung gewann und gewinnen musste; es war das sein gutes Recht! Jeder, der Mittel hergiebt, hat auch die Verpflichtung dafür zu sorgen, dass sie die richtige und beabsichtigte Verwendung finden. Natürlich war es ferner, dass in der glücklich erstrittenen Einigung des deutschen Reiches, welche wir als das grösste weltgeschichtliche Ereignis und die grösste That des neunzehnten Jahrhunderts preisen dürfen, ein Faktor entstand, der in die Eigenart unserer Universitäten und damit auch zum Theil in ihre Selbstverwaltung merklich eingriff. Drei der früher anderen Staaten angehörigen Hochschulen gingen in die Obhut des preussischen Staates über. Eine von ihnen wurde dabei glücklich der bisherigen Fremdherrschaft entwunden; aber auch die beiden anderen haben sich über den Wechsel der Dinge nicht zu beklagen

gehabt, obwohl es die früheren Landesfürsten an redlicher Förderung nicht hatten fehlen lassen. Immerhin waren es aber drei Universitäten weniger, die bislang ihre Eigenart hatten, und an die von den übrigen Preussischen Universitäten wohl „berufen“, aber nicht „versetzt“ werden konnte.

Ausgeglichen wurde dies zum Teil durch die Neugründung der Universität Strassburg. Die Geschichte dieser Gründung ist sehr lehrreich mit Bezug auf die Wertschätzung, welche man derzeit von der Selbstverwaltung der Universitäten hatte. Wer diese Geschichte kennt, weiss, dass man in den Rechten von Rektor und Senat, in denen der Fakultäten, in der Regelung des Verhältnisses zwischen Lehrern und Hörern nicht von dem an den übrigen Universitäten Bestehenden abwich, ja sogar einzelnes freier gestaltete, als es anderswo war, und dass man bei der Beratung der Statuten der Universität sowohl, wie der Fakultäten, in ausgedehntester Weise die Mitwirkung der neuberufenen Professoren in Anspruch nahm.

Und haben wir uns des damals am 1. Maitage des Jahres 1872 im Schlosshofe der alten Stadt eingeweihten Werkes zu schämen? Nun, wer im vorigen Jahre Zeuge der erhebenden Feier der 25. Wiederkehr dieses denkwürdigen Tages war, konnte sich überzeugen, dass der nach alten Ueberlieferungen gegründete Bau als ein fester und sicherer dastand. Das schöne Land, dessen Söhne zu deutsch fühlenden und denkenden Männern heranzubilden die Universität in erster Linie berufen ward, und welches ihr den sicheren festen Stamm zu liefern hatte, verhielt sich lange Jahre fast ganz ablehnend. Hart hatte die Hochschule, namentlich die medizinische Fakultät, gegen bestehende liebgewordene Einrichtungen, die man gefährdet glaubte, zu kämpfen. Aber langsam zwar, doch stetig und sicher, ist diese neue Schöpfung im alten, wiederum bewährten Gewande fortgeschritten, und wir dürfen mit

guter Zuversicht auf eine sichere Erhaltung des Errungenen, ja auf ein weiteres gesundes Wachstum hoffen!

Durch die Gründung des Deutschen Reiches wurden ferner die sämtlichen Universitäten unseres Vaterlandes einander näher gebracht, und so konnte es nicht fehlen, dass sich allmählich auch eine grössere Verständigung der Einzelregierungen über die Leitung ihrer Hochschulen anbahnte. Das ist so natürlich, dass man sich wundern müsste, wäre es anders — und wir wollen uns wahrlich nicht darüber beklagen. Immerhin aber muss ich sagen, liegt in diesen Dingen eine Annäherung zu einer Gleichförmigkeit, wie die meisten ausserdeutschen Staaten es in ihren Universitäts-Einrichtungen haben, welche aber der deutschen Eigenart fremd ist. Und ich möchte nicht befürworten, dass auf dieser Bahn zu grosse Schritte weiterhin noch unternommen würden. Ein gewisser Wettbewerb der Universitäten eines Landes und des Reiches, so wie er durch die geschichtliche Entwicklung unseres Vaterlandes, bei aller gegenseitigen Hochschätzung und dem Gefühle der Zusammengehörigkeit, in der That sich eingestellt hat, ist etwas Gesundes und Gutes, der deutschen Eigenart Entsprechendes. So erachte ich, um auf ein anderes Gebiet einmal hinüberzugreifen, als eine der glücklichsten Einrichtungen unseres preussischen Staates seine Provinzialverfassung, die dem Ost- und Westpreussen, dem Schlesier, Pommern und Märker, dem Sachsen, Westfalen, Hannoveraner, Holsten, Hessen und Rheinländer, und nicht minder unseren polnischen Landesgenossen, ihre Eigenart zu bewahren ermöglicht, sie aber dadurch noch fester an das grosse Ganze und das geliebte Herrscherhaus kettet, unter dessen starkem Scepter ihnen dies gestattet ist. Nur möchte ich an der Spitze jedes Landes nicht einen „Oberpräsidenten“, sondern einen Königlichen „Statthalter“ sehen und möchte den Wunsch aussprechen, dass demal-einst auch jede Provinz ihre Universität habe! Fast schon ist dies ja der Fall.

Aber von dem, was durch die Herstellung eines einigen deutschen Reiches auf die Universitäten zurückgefallen ist, haben letztere nichts zu befürchten. Bis zu einem gewissen Grade wird man immer auch den Versetzungen den Charakter von Berufungen wahren wollen und müssen; denn dieses ist eines der wichtigsten Mittel, die zur Blüte unserer Universitäten beitragen und ihr die frische Luft erhalten, ohne die sie nicht atmen können. Was mich aber mit schweren Bedenken erfüllt, ist der Umstand, dass in grossen Kreisen des Volkes sowohl — nach zahlreichen Pressstimmen und Flugschriften zu schliessen —, wie auch bei den Volksvertretungen und am Regierungstische mehr und mehr die Meinung Platz zu greifen scheint, es sei an der Zeit, die Selbstverwaltung der Universitäten einzuschränken. Ich will nicht untersuchen, ob grade dies die letzte Absicht ist; aber eine ganze Reihe von Anordnungen, welche seit einigen Jahren in Kraft getreten sind, haben, wenn jede zunächst auch nur zu einem kleinen Bruchtheile, eine solche Einschränkung zur Folge gehabt. Gewiss sind diese Anordnungen getroffen, um wirklichen oder vermeintlichen Uebelständen abzuhelfen und Verbesserungen einzuführen; wenn dies jedoch nicht anders ging, als mit Einschränkung des theuern Kleinods der Selbstverwaltung, dann musste gefragt werden, ob es wirklich notwendig oder etwa nur nützlich war. Konnte man nur von „Nützlichkeit“ sprechen, dann sollte man das alte, langbewährte, welches an der Strassburger Universität seine Lebensfähigkeit aufs neue glänzend erwiesen hat, lassen wie es war: *Quieta non movere*!

Wenn systematisch in der zur Zeit herrschenden Strömung weitergefahren wird, dann steuern wir mit unseren Universitäten unmerklich, aber sicher auf einen Stand der Dinge zu, wie er in Frankreich und in manchen anderen nichtdeutschen Staaten bisher bestand — und, eine seltsame Erscheinung! während wir dies zu er-

streben scheinen, rüstet sich Frankreich, seit den harten Lehren des letzten Krieges, in ganz auffallender Weise, seine bisherigen höheren Fachschulen in Universitäten nach deutschem Vorbilde umzuwandeln, und manches ist in der Beziehung bereits geschehen; auch ist der Erfolg schon nicht ausgeblieben. An den in der Umgestaltung begriffenen französischen Hochschulen beginnt ein frischeres Leben zu erwachen; wenigstens ist es so in den naturwissenschaftlichen und medizinischen Fächern, in denen ich einigermassen imstande bin die Spreu vom Weizen zu sondern. Wünschen wir unseren Nachbarn neidlos Glück zu diesen edlen und friedlichen Bestrebungen; bewahren wir uns aber, was wir haben!

Die Selbstverwaltung der Universitäten, so weit sie noch besteht, ist zwar nur ein äusseres Kleid, und man meint an vielen Stellen, es sei schon zu lange getragen und verschlissen, man müsse ein neues machen. Es sei! Es ändern sich ja mit den Einzelnen und den Völkern auch die Bedingungen, unter denen sie und ihre Anstalten leben; man kann an diesen nicht hartnäckig alles in Ewigkeit unverändert lassen; doch möchte ich inständig bitten, dass das Mass zu dem neuen Gewande nicht zu enge genommen werde, lieber ein wenig weiter; das hat noch nie geschadet und würde hier sicherlich nicht vom Uebel sein! Und wenn auch die Selbstverwaltung nur ein Gewand ist, so leben wir doch in dessen Schutze und üben in ihm unseren Lehrberuf aus, dessen Freiheit ja das Wesen des Universitäts-Unterrichtes ausmacht. Dieses heilige Palladium möchte ja, so wird von den meisten Seiten versichert, niemand antasten; aber es fragt sich doch, ob es möglich sei, an dem einen derart zu ändern, dass nicht irgend eine Rückwirkung auf das andere verspürt würde. Alles in unseren Universitätseinrichtungen hängt eben auf das innigste zusammen. Jedenfalls sollte man bei beabsichtigten Aenderungen an dem Grundsatz festhalten, dass nur die durchaus notwendigen vorgenommen würden,

nicht auch die, von denen man sich nur etwa eine Nützlichkeit versprechen kann.

Es ist in diesem Jahre, wie man mit Freuden begrüßen darf, der Versuch gemacht worden, durch gemeinsame Beratungen von Mitgliedern des Kultusministeriums mit den Rektoren der preussischen Universitäten, des Lyceum Hosianum in Braunsberg und der Akademie zu Münster, welche jüngst unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Kultusministers stattgefunden haben, den Universitäten eine gewisse Mitwirkung bei etwa nötig erscheinenden Neugestaltungen und Veränderungen zu sichern. Aus der Aufzählung der wenigen Punkte, die ich heute nur zu behandeln vermochte, hat sich wohl ergeben, dass grosse, überaus wichtige Fragen für die Weiterentwicklung und Ausgestaltung der deutschen Universitäten aus weiter Ferne her allmählich in den Vordergrund gerückt sind, so dass Stellung zu ihnen genommen werden muss. Hoffen wir, dass die Rektoren-Konferenzen sich als eine segensreiche Einrichtung bewähren mögen; hoffen wir, dass es der Einsicht der Königlichen Staatsregierung gelingen möge, einen der edelsten Schätze unseres deutschen Vaterlandes, unsere Universitäten, frei und damit stark zu erhalten!

Aber es ist auch an uns Vertretern des Lehrkörpers der Universität, es ist auch an Ihnen, meine jungen Kommilitonen, dabei vor allen Anderen mitzuwirken. Selbstverwaltung fordert Selbstzucht.

Uns Lehrern muss unser Beruf, ich möchte sagen, heilig sein! — In der richtigen Voraussetzung, dass nur der als Lehrer die grösste Wirksamkeit entfalten kann und jungen Leuten, die der Schule entwachsen sind und selbst denken gelernt haben, gegenüber mit der hinreichenden Autorität aufzutreten vermag, der in seinem Fache auch als Forscher gilt, ist unser Beruf ein doppelter: wir sollen lehren und forschen zugleich. Ich stelle das Lehren, wenigstens für den, der ein Ordinariat seines

Faches bekleidet, voran, ohne damit die hohe Bedeutung der Forscher-Arbeit für unsere Stellung irgendwie zur Seite schieben zu wollen. Aber die Lehrarbeit ist das mühsamere Werk, wenn sie mit dem ganzen Ernste und mit der vollen Hingebung durchgeführt wird, wie unsere gereifte Hörschaar und die hohe Aufgabe der Universität dies fordern. Zum Forschen, zur eigenen Arbeit auf dem von uns seiner Zeit frei erwählten Felde der Wissenschaft, braucht uns niemand anzuspornen; das hat uns ja seiner Zeit in unsern Beruf hineingebracht! Ich glaube kaum, dass jemand auf anderem Wege zum Universitätslehrer wird, als dadurch, dass es ihn zunächst getrieben hat, selbständig zu forschen und wissenschaftlich zu arbeiten; dies wird für immer die Marke unseres Lebens bleiben. Die stillen Nachtstunden am Schreibtische, das ungestörte Arbeiten in den Laboratorien und Bibliotheken sowie auf Forschungsreisen, das schafft den edelsten und befriedigendsten Genuss; dazu werden wir von selbst uns angetrieben fühlen. Aber hart kommt es wohl jeden manchmal an, wenn er sich losreissen muss von dieser seiner lieben Arbeit, um dem Berufe als Lehrer gerecht zu werden. Und wir sollen es werden, mit ganzer Hingabe, voller Freudigkeit und innigster Ueberzeugung von dem, was wir lehren, tagein tagaus, nie ermüdend, so lange unsere Kräfte vorhalten! Es ist dabei wahrlich nicht nötig, dass jemand ein glänzender Redner sei; das, was die lernbegierige Jugend am meisten interessiert, packt und fortreisst, ist die Hingabe an die Sache, die Wärme der Ueberzeugung und die Treue, die aus ihren Lehrern spricht!

Nicht geringe Anforderungen werden an die Universitätslehrer auch von anderen Gebieten, als denen der Universität, gestellt, namentlich in den grösseren Städten; das „Poscimum“ des römischen Dichters gilt für uns in weitem Masse. Man kann sich solchen Anforderungen nicht völlig entziehen; doch soll der Beruf nicht darunter

leiden ; hinweg mit allen Aussendungen und anderen Sorgen, wenn das der Fall zu werden droht! Wollen wir der Selbstverwaltung würdig sein, so müssen wir Selbstzucht üben! -

Das gilt auch Ihnen, werthe und liebe Kommilitonen! Ihnen ist bei unseren Universitätseinrichtungen das grösste Mass der Selbstverwaltung zugefallen. Sie sind auf die Universität gekommen, um Vorlesungen zu hören, an wissenschaftlichen Uebungen theilzunehmen und sich dadurch für einen gelehrten Lebensberuf vorzubereiten; man überlässt es aber Ihnen ganz allein, welche Vorlesung Sie wählen und ob Sie eine der Vorlesungen oder Uebungen in der That besuchen wollen oder nicht. Wenn Ihr Meldebuch ausweist, dass Sie wenigstens eine Privatvorlesung belegt haben, und wenn Sie nicht mit den Ordnungsbehörden in Zwiespalt geraten, dann sind Rektor und Senat mit Ihnen schon zufrieden. Ja, man geht soweit, dass man Ihnen manches nachsieht oder nur mit einer milden Mahnung ahndet, was man jungen Leuten anderer Berufskreise sehr viel mehr verargen würde. Und nicht nur das Corpus academicum hält es so mit Ihnen, sondern das ganze deutsche Volk in allen seinen Kreisen hat seine Studenten lieb und beurteilt sie nachsichtig, eines der vielen Zeichen, wie sehr unsere Universitäten in ihrer jetzigen Einrichtung mit dem deutschen Wesen und Empfinden verwachsen sind. Dass dies lange Jahrhunderte so bleiben konnte, spricht aber auch für den guten Geist der deutschen Studentenschaft, die dies reichliche Mass von persönlicher Freiheit im grossen und ganzen nicht missbraucht hat. Kamen einmal Ausschreitungen vor, so hat das nicht nachhaltig gewirkt; es blieb bei vereinzelten Erscheinungen. Ich hoffe, liebe Kommilitonen, dass dieser traditionelle gute Geist, der bei unseren Vorvätern waltete, als sie das waren, was Sie jetzt sind, deutsche Studenten, auch Ihnen in Fleisch und Blut übergegangen ist, und dass Sie die freie Lebensführung, in welche Sie nunmehr

eingetreten sind, dazu verwenden werden, sich deren Vortheile und nicht deren Nachteile zu bedienen.

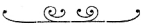
Wollen Sie stets vor Augen halten, dass Selbstverwaltung Selbstzucht erheischt, und dass nur die Selbstzucht Sie zu Männern heranbilden kann, wie das Vaterland sie braucht, zu Männern mit starkem Rückgrat und freiem Sinne, stets aber auch opferwillig bereit zu gehorchen, wo das Wohl des Ganzen es fordert, ja, unbedenklich Leib und Leben hinzugeben! Solche Selbst-erziehung ist eine der Hauptaufgaben unserer Universitäten, und sie suchen diese Aufgabe mit dem Experimente der Freiheit zu lösen. — Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die da meinten, man solle diese Selbstbestimmung in dieser oder jener Weise beschränken. Ich selbst, der ich sehr viele Universitäten und deren Einrichtungen fast in allen europäischen Ländern an Ort und Stelle studirt habe, war mitunter geneigt, einer grösseren Beschränkung das Wort zu reden; doch bin ich ganz davon abgekommen. Es thut nicht not, an Ihrer Selbstverwaltung zu rütteln, wenn Sie in des Wortes strenger Bedeutung Studenten bleiben, wenn Sie ganz ihrem Berufe an der Universität leben und sich um abseits liegende Dinge nicht kümmern. Da aber liegt, namentlich an unserer grossen Universität in der Haupt- und Weltstadt, für Sie manche Gefahr. So meine ich vor allem, es sei nicht Sache der Studentenschaft, sich um politische Dinge zu kümmern; das gehört zu späteren Zeiten, und ziemt sich für die, welche sich bereits völlig für ihren Beruf ausgebildet haben und sich ihren Unterhalt selbst erwerben; für Sie thut es jetzt nicht not. Hier in Berlin tritt aber die Versuchung dazu schon an Sie heran, bald in offener, bald in versteckter Form. — Das Zusammenströmen zahlreicher Studirender aus allen Theilen unseres Vaterlandes, die Eigenart des Lebens in der grossen Stadt selbst, führt zur Bildung vieler studentischer Vereinigungen mit den verschiedensten Zielen; leicht sind auch Verbindungen mit Lebenskreisen ausserhalb der

Universität angeknüpft. Es liegt mir fern, die Ausbildung und Pflege bestimmter Gesinnungen in den einzelnen Vereinen irgendwie stören zu wollen; nur muss die Betonung dieser Eigenart und der Wettbewerb unter diesen Vereinigungen nicht zu Unduldsamkeit ausarten. — Unsere grosse alma mater zählt, das möchte ich zum Schlusse noch berühren, eine erhebliche Zahl Ausländer zu ihren Mitbürgern, die, wie ich schon sagte, im Vertrauen auf unsere Universitätseinrichtungen, hier ihre Bildung zu gewinnen und zu vervollständigen suchen; mögen Sie, die Vertreter der deutschen Berliner Studentenschaft, ihnen ungeschminkte deutsche Art, aber auch deutsche Treue und deutsche Gastfreundschaft zeigen, und in freiwillig auferlegtem Fleisse sich nicht von ihnen übertreffen lassen!

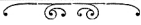
Sie haben vernommen, liebe Kommilitonen, dass unsere Universitäten vor grossen neuen Aufgaben stehen, die Sie selbst vielleicht dereinst zu lösen berufen sind; das wolle Sie anspornen, schon jetzt, so lange Sie akademische Bürger sind, sich Ihrer hohen Pflegestätte, an der Sie die schönsten und frischesten Jahre Ihres Lebens zubringen werden, mit Herz und Sinn zuzuwenden und bestrebt zu sein, zur Förderung des Ansehens der Universitäten beizutragen, so weit das in Ihren Kräften steht; und Sie vermögen viel dazu! — Wenn jeder an seiner Stelle seine Pflicht thut, wenn wir alle uns in der Hingebung und Liebe zur alma mater vereinigen, dann ist mir nicht bange um die Zukunft unserer Universitäten und um die Erhaltung ihrer Wertschätzung, die stets ein Ruhmestitel des deutschen Volkes war und, so Gott will, bleiben soll!

Verlag von **August Hirschwald** in Berlin.

- du Bois-Reymond**, Geh. Rath Prof. Dr. E., **Ueber Universitäts-Einrichtungen**. Rede bei Antritt des Rectorats der Universität zu Berlin, gehalten am 15. October 1869. 8. 1869. 50 Pf.
- **La Mettrie**. Rede in der öffentlichen Sitzung der Kgl. preussischen Akademie der Wissenschaften zur Gedächtnisfeier Friedrich's II. am 28. Januar 1875 gehalten. gr. 8. 1875. 1 M. 20.
- **Darwin versus Galiani**. Rede in der öffentl. Sitzung der Kgl. preuss. Akademie der Wissenschaften am 6. Juli 1876 gehalten. gr. 8. 1876. 80 Pf.
- **Der physiologische Unterricht sonst und jetzt**. Rede bei Eröffnung des neuen physiologischen Instituts der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 6. November 1877 geh. gr. 8. 1878. 80 Pf.
- **Ueber die Uebung**. Rede gehalten zur Stiftungsfeier der militärärztlichen Bildungsanstalten. gr. 8. 1881. 1 M. 20.
- Gerhardt**, Geh. Med.-Rath Prof. Dr. C., **Heilkunde und Pflanzenkunde**. Rectorats-Rede gehalten am 15. October 1888. gr. 8. 1889. 60 Pf.
- v. Helmholtz**, Geh. Rath Prof. Dr. H., **Das Denken in der Medicin**. Rede, gehalten zur Stiftungsfeier der militärärztlichen Bildungsanstalten am 2. August 1877. Zweite Auflage, neu durchgearbeitet. gr. 8. 1878. 1 M.
- **Ueber die akademische Freiheit der deutschen Universitäten**. Rectorats-Rede, am 15. October 1877 gehalten. gr. 8. 1878. 80 Pf.
- **Die Thatsachen in der Wahrnehmung**. Rede, gehalten zur Stiftungsfeier der Universität zu Berlin am 3. August 1878, überarbeitet und mit Zusätzen versehen. 8. 1879. 2 M.
- Virchow**, Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Rud., **Lernen und Forschen**. Rede beim Antritt des Rectorats an der Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin, gehalten am 15. October 1892. gr. 8. 1892. 80 Pf.
- **Die Gründung der Berliner Universität und der Uebergang aus dem philosophischen in das naturwissenschaftliche Zeitalter**. Rectorats-Rede am 3. August 1893 gehalten. gr. 8. 1893. 80 Pf.
- **Die neueren Fortschritte in der Wissenschaft und ihr Einfluss auf Medicin und Chirurgie**. Zweite Huxley Lecture gelesen in der Charing Cross Hospital Medical School zu London am 3. October 1898. 8. 1898. 80 Pf.
- Waldeyer**, Geh. Rath Prof. Dr. W., **Wie soll man Anatomie lehren und lernen?** Rede gehalten zur Stiftungsfeier der militärärztlichen Bildungsanstalten. gr. 8. 1884. 80 Pf.



Gedruckt bei L. Schumacher in Berlin.



www.books2ebooks.eu